

3. Die Anfänge – Vorbemerkungen zur Domestikation und zur Heilkunde

Der Hund (*Canis familiaris*) gilt als das älteste Haustier des Menschen (Benecke, 1994). Archäologen konnten nachweisen, dass vor mindestens 10.000 Jahren schon seine Domestikation erfolgte (Askew, 1997). Benecke (1994) definiert Domestikation als die Gesamtheit aller Handlungen, Abläufe und Veränderungen, die mit der Überführung von Wildtieren zu Haustieren in Verbindung stehen. Dieser Prozess erstreckt sich über viele Generationen. Den Anfängen der Wolfsdomestikation ging eine längere Phase von gelegentlichen Zähmungen voraus. Zähmungen lassen sich bis ins Jungpaläolithikum (ca. 40.000 – 13.000 v. Chr.) zurückverfolgen (Benecke, 1994). Die biologischen Ähnlichkeiten zwischen Wolf (*Canis lupus*) und Mensch waren ausschlaggebend für den Beginn des Domestikationsprozesses (Askew, 1997).

Zum vielschichtigen Prozess seiner Haustierwerdung existieren mehrere Theorien, jedoch ist für eine erfolgreich verlaufende Domestikation einer wildlebenden Tierart ihre Domestikabilität die wichtigste Voraussetzung (von den Driesch, 1989). Der Wolf (*Canis lupus*) erfüllte diese Voraussetzungen. Er konnte mit den Menschen in engeren Kontakt treten, er ist ein hochgradig geselliger Jäger, ist außergewöhnlich anpassungsfähig und er kann als Rudeltier sogar in der Gemeinschaft des Menschen leben. Außerdem erkennt er eine soziale Rangordnung an und hält seine Höhle sauber (Askew, 1997; Bartolomaeus, 1998). Besonders Welpen eigneten sich für erste Annäherung und Zähmung. Der Mensch nutzte die Eigenschaften des Wolfes wie Spürsinn, Wachsamkeit, Anhänglichkeit und Treue (Schneider – Leyer, 1960).

Eine andere Theorie besagt, dass der Wolf dem Menschen als Abfallvertilger diente und dabei zutraulicher wurde. Bei eintretender Nahrungsknappheit war er dann selbst leichte Beute des Menschen, was jedoch laut Bartolomaeus (1998) eher ein Ausnahmefall in Notzeiten war. Archäologische Befunde zeigen, dass z.B. in mesolithischen Küstenstationen im Baltikum oder in Siedlungen Mittelamerikas Haushunde in großem Umfang zur Fleischgewinnung genutzt wurden. So variiert auf Fundplätzen an der mexikanischen Ostküste im Zeitraum 300 v. Chr. – 300 n. Chr. der Anteil des Hundes am Fleischaufkommen der Siedlungen zwischen 11% und 53% (Benecke, 1994). Domestikation konnte wohl auch Folge einer gegenseitigen Ernährungsabhängigkeit sein (Bartolomaeus, 1998).

Seit der Steinzeit ist der Hund Begleiter des Menschen. Primär diente er ihm als Wächter und Jagdgehilfe. Daraus ergaben sich für den Menschen jedoch neue Aufgaben hinsichtlich der Fütterung, Pflege und Gesunderhaltung seines Haustieres. Unter den Bedingungen der Haustierhaltung sorgte der Mensch für Nahrung, die Abwehr von Fressfeinden und den

Schutz der Jungen und Schwachen. Das verringerte die natürliche Auslese. Schwache Jungtiere konnten überleben und zur Fortpflanzung gelangen. Erkrankte Tiere lebten länger und konnten andere Hunde sowie den Menschen anstecken (Ruffie und Sournia, 1987).

Die Menschen des Neolithikums (9.000 v. Chr.) bildeten zunehmend größere Gruppen. Sie wurden auf engerem Raum in familienähnlichen Verbänden sesshaft. Mit dem Anbau von Pflanzen und der Aufzucht von Tieren konnte der Mensch erfolgreich gegen den Hunger ankämpfen. Er war in der Lage, die Erträge auf einer gegebenen Fläche zu verzehn- bis zu verhundertfachen. Auf diese Weise entstanden aber auch günstige Bedingungen für endemische und epidemische Krankheitsverläufe (Ruffie und Sournia, 1987).

So lange sich Tiere in der Obhut des Menschen befinden, strebt er an, deren Gesundheit zu erhalten bzw. wiederherzustellen (Eichbaum, 1885). Laut Röder (1974) waren es wohl zwei Beweggründe, die schon den primitiven Menschen veranlasst haben, den nach und nach domestizierten Haustieren zu helfen. Einer war rein wirtschaftlicher Natur und diente der Sicherung des Eigentums. Doch schon sehr früh dürften soziale und moralische Beweggründe hinzugekommen sein. Die Pflege kranker Tiere hatten ursprünglich dieselben Mitglieder der Gemeinschaft zu erledigen, die auch mit der Versorgung der Haustiere betraut waren. In der Regel waren dies die Frauen. Sie wandten die gleichen Mittel und Methoden an, wie sie bei den Krankheiten der Menschen üblich waren. Die Tiermedizin ist somit ursprünglich Teil einer einzigen Heilkunst (Röder, 1974).

Auch Ackerknecht (1977) führt aus, dass es nicht zwei Medizinen gibt und sieht die Veterinärmedizin und Humanmedizin als Zweige der Säugetiermedizin.

Eichbaum (1885) sagt, dass Veterinär- und Humanmedizin offenbar gleichaltrigen Ursprunges sind, beide dieselbe Wiege hatten und das die ältesten Aufzeichnungen, die wir über Heilkunde besitzen, Menschen und Tiere gemeinschaftlich betreffen.

Diese Auffassung teilt von den Driesch (1989, S. 25) nicht. Sie schreibt: „Spätestens hier, beim Studium der römischen Schriften über Ackerbau und Viehzucht, wird klar, wo die Tiermedizin ihre Wurzeln hat. Tiermedizin ist primär keine Schwesterwissenschaft der Medizin. Sie fußt in der Tierzucht, also in der Landwirtschaft.“

Welche der Positionen auch zutreffender ist, Veterinär- und Humanmedizin beeinflussten sich ständig gegenseitig. Beide waren zu allen Zeiten eng mit Religion, Philosophie und Ge-

schichte verwoben. Dies führte zu einer wechselvollen Entwicklung beider Zweige der Medizin.

Gesundheitsprobleme beim Hund traten schon seit frühester Zeit als akute Traumen, Infektionen sowie fütterungs- und haltungsbedingte Abnutzungs- und Mangelerscheinungen auf. Überblickt man die Hochkulturen des Altertums, so zeigt sich, dass die Tierheilkunde bereits sehr früh ein erstaunlich hohes Niveau erreicht hatte und sich nicht nur auf das Therapieren von Krankheiten beschränkte, sondern bewusst Mittel und Wege suchte, um Gesundheitsproblemen vorzubeugen.

Eine Gemeinsamkeit dieser alten Hochkulturen war die Verfolgung eines theurgischen Krankheitskonzeptes. Dieses Konzept sieht Krankheit als „Strafe“ an, die von Geistern und Göttern herrührt. Auch die therapeutischen Methoden gehen von dieser Grundannahme aus. Solche Konzeptionen sind typische Erscheinungen polytheistischer Kulturen (Eckhart, 1990).